

## 2. Unter Polizist:innen – Die ethnografische Forschung

---

»Wenn Pierre Bourdieus Aussage zutrifft, dass wir ›mit dem Körper lernen‹ und sich ›die soziale Ordnung dem Körper über die dauernde, mehr oder minder dramatische, der Affektivität jedoch immer viel Raum bietende Konfrontation einprägt‹, dann ist es [...] unerlässlich, sich dem Feuer der Aktion *in situ* auszusetzen.«

Wacquant 2003: 270

Mit einer Konzeption von Emotionen als Praktiken liegt die ethnografische Forschung als wissensgenerierende Methode zur Erforschung von Alltag nah. Denn wenn von einem *doing* die Rede ist, ist damit eine Heuristik gemeint, »mit der sich kompakte soziale Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen« (Hirschauer 2004: 73). Dabei geht es nicht um das ›bloße‹ Handeln oder eine Handlung im Sinne einer intentionalen Aktivität, sondern um »know-how abhängige und von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ›inkorporiert‹ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ›verwendeten‹ materialen Artefakten annehmen« (Reckwitz 2003: 289). Diese *skillfull performances* von kompetenten Körpern lassen sich nicht durch Fragen nach dem *Warum* oder *Wozu* erschließen, sondern werden nur über die Fragen nach dem *Wie* (es gemacht und wie es getan wird) zugänglich. Jede Praktik »bringt sehr spezifische Formen eines praktischen Wissens zum Ausdruck und setzt dieses bei den Trägern der Praktik voraus. Beim Vollzug einer Praktik kommen implizite soziale Kriterien zum Einsatz, mit denen sich die Akteure in der jeweiligen Praktik eine entsprechende Sinnwelt schaffen, in denen Gegenstände und Personen eine implizit gewusste Bedeutung besitzen und mit denen sie umgehen, um routinemäßig angemessen zu handeln« (ebd.: 292). Diesem Impliziten will sich eine ethnografische Forschung nähern, um die Komplexität, die Vielschichtigkeit aber auch die Widersprüchlichkeit des *doing angers* im konkreten Vollzug

– eben *in situ* – beschreiben und verstehen zu können. Anspruch einer ethnografischen Forschung ist »the attempt to understand another life world using the self – as much of it as possible – as the instrument of knowing« (Ortner 1995: 173).<sup>1</sup> Die forschende Person als Instrument der Forschung zu verstehen, heißt in der Konsequenz allerdings, dass die Ethnografie ein »radikal konstruktivistisches Unterfangen« darstellt, das »nicht länger so tun kann, als würde es seinen Gegenstand in bester empirischer Manier einfach ›draußen‹ vorfinden« (Hess/Tsianos 2010: 253). Das Feld, das erforscht werden soll, existiert also nicht »einfach so«, sondern wird im Forschungsprozess erst hergestellt. *Mein* Feld in der Polizei ist daher ein anderes, als es in der Studie von Rafael Behr (2000) ist oder in der Arbeit von Alexandra Schwell (2008) und auch ein anderes als Elena Zum-Bruch (2019) es in ihrer Forschung konstituiert. Das Feld, so gedacht, ist zwar variabel und wird durch die forschende Person im Forschungsprozess konstruiert – es ist aber nicht beliebig. Es ist zwar nicht mehr durch einen festen Ort und einen festen Zeitraum geprägt, wie in der klassischen Langzeitforschung der Ethnologie, aber es konstituiert sich entlang seines Gegenstandes – und zwar geografisch und zeitlich übergreifend.<sup>2</sup> Ethnografie ist damit zunehmend mit neuen komplexen Sachverhalten von Reichweite und Kontexten der Forschungsgegenstände konfrontiert (vgl. Marcus/Faubion 2009).

Um dieser konstruktivistischen Perspektive auf das Feld gerecht zu werden, hat Paul Rabinow, in Anlehnung an Gilles Deleuze und Felix Guattari, den Begriff der *Assemblage* (franz. für »Zusammenfügen«) für die ethnografische Forschung fruchtbar gemacht. Der Begriff der Assemblage bietet die Möglichkeit »akteurszentrierte, prozessuale Perspektiven und strukturelle Anspielungen mit ausreichend Klarheit und Komplexität zusammen[zubringen], um jenen Forscher:innen, die ethnografische Methoden bevorzugen und im Kontext diffuser Arrangements und verstreuter Organisation arbeiten, ein sinnvolles Konzept zu bieten, das konzeptuell und empirisch ein buchstäbliches und dynamisches Untersuchungs-›Feld‹ definiert« (Hess/Schwertl/Marcus 2013: 313). Das Feld als Assemblage zu denken, heißt aber nicht es als beliebig veränderbar zu begreifen und Kontinuitäten zu negieren. Vielmehr steht eine Analyse der feinen Vernetzung der verschiedenen Komponenten einer Assemblage (d.h. Diskurse, Akteure, Wissensbestände, Ressourcen, Dinge, Organisationen etc.) im Zentrum und ermöglicht sich von einem Determinismus der Struktur zu lösen (vgl. Hinrichsen 2020: 60ff.).

Eine derartig konstruktivistische Herangehensweise mag bei einem Feld wie der Polizei kontraintuitiv sein, gerade weil die Polizei als eine homogene, stabile Organisation anmutet (und sich auch entsprechend darstellt), die auch noch physisch verortet ist und so für eine klassische Ethnografie prädestiniert scheint. Mein Anliegen ist aber eben keine Organisationsforschung. Ich konstituiere mein Forschungsfeld ausgehend von mei-

1 Sherry Ortner bezeichnet diese Definition als einen Minimalkonsens.

2 Gisela Welz weist darauf hin, dass die ununterbrochene Langzeitforschung von mindestens 18 Monaten Feldforschung auch in der gegenwärtigen Ethnologie eher die Ausnahme als die Regel ist (vgl. Welz 2013). Um das Feld globaler und den Forschungsgegenstand abseits einer (unterstellten) Lokalität zu denken, hat George Marcus den Begriff der *multi-sited ethnography* eingeführt und den Feldbegriff damit um eine geografisch-räumliche Perspektive erweitert. Er plädiert dafür dem Forschungsgegenstand auch über (räumliche) Distanzen hinweg zu folgen, um so Zirkulationen, Verbindungen und Netzwerke eines Forschungsgegenstandes erheben und analysieren zu können (vgl. Marcus 1995).

nem Forschungsgegenstand, dem *doing anger*, um in dynamische und heterogene Gefüge eingebundene Emotionspraktiken beschreibbar zu machen. Damit verstehe ich mein Feld als »an almost random assemblage of sites that come into coherence through the process of fieldwork itself« (Reddy 2008: 90, zit.n.: Hess/Schwertl 2013: 32). Daher ist die vorliegende Arbeit als eine Ethnografie *der Wut* in der Polizei nicht eine Ethnografie *der Polizei* zu verstehen – mit verschiedenen Akteuren zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten und verschiedenen Situationen, die aber dennoch über ein feines situatives und kontingentes Ensemble von Praktiken miteinander verbunden sind.

In diesem Sinne bewegt sich die Arbeit entlang ihres Forschungsgegenstandes hin zu verschiedenen Orten der Polizei, an denen ich dann in längeren oder kürzeren Aufenthalten beobachten und teilnehmen konnte. Diese Orte können verschieden geclustert werden, bspw. nach Region. Dann handelt es sich um Frankfurt a.M., Berlin und ein deutsches Bundesland, in denen ich längerfristige Begleitungen durchführte, sowie um Hamburg, das im Rahmen des Forschungsprojektes Mapping#NoG20 den wichtigsten Ausgangspunkt (als Ort des G20-Gipfels im Jahr 2017) bildet, von dem aus wieder Vernetzungen in Polizeien nach ganz Deutschland und Österreich stattfanden. Ein anderes Cluster nimmt die interne Strukturierung der Polizei in den Blick und ordnet die Orte der Feldforschung nach Arbeitsbereichen. So habe ich in Dienststellen der Schutzpolizei (Frankfurt a.M. und Berlin) ebenso wie in der Bereitschaftspolizei (eines deutschen Bundeslands) teilnehmend beobachtet. Außerdem sind, vorwiegend für Interviews und Hintergrundgespräche, auch verschiedene Kriminalpolizeien (LKA) und Akteure von Spezialeinheiten (SEK) Teil des Feldes. Dazu kommt die Konstitution des Feldes als ein vorwiegend männliches. Innerhalb der insgesamt 43 Einzelinterviews und vier Gruppeninterviews, die verschieden lang und verschieden ergiebig waren, liegt die Anzahl der interviewten Frauen im mittleren einstelligen Bereich.<sup>3</sup> Während der teilnehmenden Beobachtungen hatte ich vorwiegend Kontakt zu männlichen Beamten, was den insgesamten Anteil von Frauen in der Polizei widerspiegelt.<sup>4</sup> Ebenso lag der Anteil von Personen mit Migrationshintergrund, soweit ich das aus Gesprächen und Interviews erfahren konnte, im einstelligen Bereich.<sup>5</sup> Natürlich gäbe es, abgesehen von Region, Arbeitsbereichen

- 3 Eine Verzerrung bilden hier die fast ausschließlich männlichen Interviewpartner:innen, die sich im Umfeld des G20-Forschungsprojekts verorten lassen. Diese sind vorwiegend den höheren und hohen Hierarchieebenen (von Hundertschaftsführern bis Polizeipräsidenten) zuzuordnen. In der Polizei besetzen Frauen immer noch wesentlich seltener als Männer Leitungspositionen. Bei den Interviews in den Bereichen der Kriminalpolizei war das Verhältnis (auch hinsichtlich des Status) ausgeglichener. Insgesamt aber haben sich mehr Männer als Frauen zu Interviews bereit erklärt.
- 4 Der Frauenanteil in der Polizei wird von den einzelnen Bundesländern erhoben und ist in den verschiedenen Ländern unterschiedlich hoch. Insgesamt liegt er zwischen 20 und 25 %. Der Anteil der Berufsanfängerinnen jedoch hat sich erhöht, sodass der Anteil der Frauen im Vollzugsdienst in Zukunft bei etwa einem Drittel liegen wird (vgl. Groß 2019: 9).
- 5 Im Sinne einer »Diversifizierung der Polizei« (Dudek 2009) richten sich einige Kampagnen zur Personalgewinnung in der Polizei explizit auch an Menschen mit Migrationshintergrund. Die Datenlage gestaltet sich aber unübersichtlich. Nur elf Bundesländer erfassen überhaupt Daten zum Migrationshintergrund bei der Polizei – tun sie es, beziehen sie sich nur auf die Bewerbungen oder Einstellungen. Lediglich Niedersachsen erfasst bei allen Polizeimitarbeitenden den Migrationshintergrund. Bayern, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen und Thüringen erheben gar keine Daten dazu. Gemäß der Daten zu den Einstellungen findet sich bei der Berliner Polizei

oder Diversität, noch andere Möglichkeiten das Feld zu clustern. Letztendlich bleiben aber all diese Beschreibungen unzureichend, weil sie der Komplexität des Feldes nicht gerecht werden. So lassen sich z.B. Konferenzen wie der jährlich stattfindende Europäische Polizeikongress oder Tagungen unter Polizeibeteiligung hier nicht erfassen. Gleichwohl sind sie wichtig für ein Verständnis von Diskursen und Wissensbeständen im Hinblick auf *doing anger*. Aus diesem Grund zeichne ich in diesem Kapitel nach, wie meine Bewegungen in die Polizei aussahen, um eine angemessenere Konturierung der ethnografischen Forschung vorzunehmen.

## Von der Kuh zur Polizei. Der Weg ins Feld

Die klassische Ethnologie hat das zum Thema entwickelt, was sie im vorher ausgesuchten Feld fand – nicht selten fand sie dabei etwas anderes, als sie zu suchen meinte (vgl. Jeggle 1984). In einer oft zitierten Darstellung erklärt der Ethnologe Evans-Pritchard das so:

»Der Anthropologe muß [...] dem folgen, was er in der Gesellschaft antrifft, die er für seine Untersuchung gewählt hat: ihrer gesellschaftlichen Organisation, ihren Werten und Gefühlen usw. Ich möchte das am Beispiel dessen erklären, was in meiner eigenen Forschung passierte. Ich interessierte mich nicht für Hexerei, als ich zu den Zande ging, aber sie interessierte die Zande; also mußte ich mich von ihnen führen lassen. Ich interessierte mich nicht besonders für Kühe, als ich mich zu den Nuern begab. Dafür taten dies die Nuer, so daß ich mich wohl oder übel mit Kühen befassen mußte. Schließlich mußte ich selbst eine Herde erwerben, damit man mich akzeptierte oder zumindest duldet« (Evans-Pritchard zit.n. Timm 2001: 112).<sup>6</sup>

Während Evans-Pritchard von der vorher definierten Gruppe als Forschungsfeld zur Kuh als Thema kam, kam ich umgekehrt von der Kuh zur Polizei – nämlich vom Thema zum Forschungsfeld. Am Anfang meiner Forschung stand nicht das Anliegen mich wissenschaftlich mit Polizei und polizeilichem Arbeiten zu beschäftigen, sondern vielmehr mein Interesse an den kulturellen Aspekten von Wut im Alltag. Im Sinn hatte ich dabei Orte wie das Arbeitsamt, den Kindergarten oder den Marktplatz als Forschungsfelder – an die Polizei dachte ich nicht. Erst eine Kollegin legte mir die Polizei als Forschungsfeld nahe. Sie verfügte über private Kontakte zu einem Polizeibeamten und war selbst bereits als kulturwissenschaftliche Expertin für die Polizei tätig gewesen, daher bot sie mir an einen Kontakt zu Polizist:innen herzustellen und – wenn möglich – einen Zugang für eine teilnehmende Beobachtung zu organisieren. Dies erwies sich für die Forschung als Glücksfall.

---

der höchste Anteil von Polizist:innen mit Migrationshintergrund – besonders im mittleren Dienst. In den Jahrgängen von 2017 und 2018 finden sich bei der Berliner Polizei über 30 % Anwärter:innen mit Migrationshintergrund, während der Anteil in Hessen bei 18 %, in Nordrhein-Westfalen bei 12 % und in Schleswig-Holstein bei nur 4 % liegt (vgl. Mediendienst Integration 2019).

<sup>6</sup> Ähnlich formuliert auch bei Evans-Pritchard 1988: 326ff.

Die meisten Polizeien in Deutschland sind von Grund auf eher skeptisch gegenüber Forschungen von außen und verfügen über eine »tendenziell forschungsunfreundliche Grundhaltung« (Howe/Ostermeier 2019: 11). Während im angelsächsischen Raum bereits seit den 1970er Jahren empirische Studien in der Polizei durchgeführt werden, hat es die deutsche Polizei immer wieder erfolgreich geschafft, »sich die vermeintlich schlecht gesonnenen Sozialwissenschaftler vom Leibe zu halten« (Reichertz 2003: 414). Wenn unabhängige Forscher:innen Zugang erhielten, dann wurden sie lange »mit Akten alter Fälle, offiziellen Verlautbarungen (Interviews), simuliertem polizeilichen Handeln, aber vor allem mit einer Fülle von Statistiken ›abgespeist‹« (ebd.). Ein (begrenzter) Feldzugang im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung wurde fast ausschließlich nur den internen Forscher:innen der Kriminalämter, die selbst häufig ehemalige Polizist:innen oder ausgebildete Jurist:innen waren, oder Wissenschaftler:innen, die durch das BKA angestellt wurden, gewährt. Gab es bis in die Mitte der 1980er Jahre nur einige wenige und eher kurzzeitige teilnehmende Beobachtungen von unabhängigen Sozialwissenschaftler:innen in diesem Feld, ist die Polizei mittlerweile Forschungsanfragen gegenüber offener geworden, sodass in diesem Feld einige empirische Arbeiten entstanden – wenngleich die Forschungslandschaft immer noch recht überschaubar ist.

Eine gewisse Skepsis gegenüber dem Erforschtwerden ist gerade in Organisationen üblich, die sich im Sicherheitsbereich verorten. Auch der Polizei als staatlicher Institution und Verkörperung des staatlichen Gewaltmonopols nach innen fällt es schwer die »kritisierte Polizei« (Frevel/Behr 2015) zu sein. Noch 1995 monierte der ehemalige Lehrende an der Hochschule für Polizei, Alexander Pick, dass Wissenschaften wie die Kriminologie »(bestenfalls) unsinnige und nicht bewiesene Ergebnisse erzielt und vor allem diese Ergebnisse (für die Polizei) verheerende Ergebnisse gezeitigt hätten«, weiterhin habe die »ideologiekritisch gefärbte Polizeiforschung der 60er Jahre [...] eine massive Stigmatisierung der Polizei als ›staatliches Kriminalisierungsorgan‹ bewirkt« (Pick 1995, zit.n. Reichertz 2003: 415f.).<sup>7</sup>

Nicht immer in dieser Schärfe, aber durchaus mit einem ähnlich misstrauischen Blick wird unabhängige Forschung in vielen Polizeien auch heute noch betrachtet (vgl. Praunsmändel/Schmidt/Thurn 2022). Eine kritische Forschungsgrundhaltung gerät daher schnell in den Verdacht der Polizei (wie auch immer gearteten) Schaden zuzufügen.<sup>8</sup> Dementsprechend wird der Zugang für außenstehende Forscher:innen begrenzt. Dabei unterscheidet sich die grundsätzliche Zugänglichkeit nach den Arbeitsbereichen der Polizei, denen verschiedene Geheimhaltungs- und Sicherheitsstufen zugeschrieben

7 Pick spielt hier auf die Theorie des *labeling approach* an, nach der sozial abweichendes Verhalten als sozial zugeschrieben verstanden wird – und eben nicht als objektiv vorhanden (vgl. Becker 1973).

8 So wurde ich auch selbst – bereits am Ende meiner Feldforschung – inmitten eines Gespräches von einer leitenden Polizeibeamtin darauf angesprochen, dass ein Mitarbeiter sich an sie gewendet habe, um vor meiner Studie zu warnen. Er habe den Eindruck, dass es sich um eine »polizeifeindliche« Studie handle. Die Nähe und/oder Ferne meiner Perspektive auf die Polizei war auch immer wieder Thema in informellen Gesprächen mit den Polizist:innen. Dies liegt auch daran, dass der Begriff der Kritik innerhalb der Polizei als Beschwerde, Vorwurf oder Anklage verstanden wird. Eine hinterfragende Haltung, wie sie der Wissenschaft eigen ist, wird daher schnell als feindliche Positionierung zur Polizei interpretiert.

werden. Sind Anfragen bezüglich zumindest kurzzeitiger Begleitung bei der Schutzpolizei noch verhältnismäßig aussichtsreich, ist die Genehmigung einer Einsatzbegleitung von Bereitschaftspolizeien mit größeren Hürden verbunden. In polizeilichen Abteilungen, die einer erhöhten Sicherheits- oder Geheimhaltungseinordnung unterliegen, wie es bei Spezialeinheiten oder bei verdeckten Ermittlungen der Fall ist, sind Anfragen wegen ethnografischer Begleitung aussichtslos.

So oder so ist die offizielle Anfrage von außen ohne Alternative. Der Feldzugang wird durch den »obligatorischen Dienstweg kanalisiert und monopolisiert« (Ullrich 2019:160), auch wenn – wie in meinem Fall – Forschungsvorhaben Unterstützung von Fürsprecher:innen in der Polizei finden. Für Frankfurt a.M., der Startpunkt meiner Forschung in der Polizei – wurde quasi ›von innen heraus‹ eine Anfrage an die dortigen Vorgesetzten über die Möglichkeit einer ethnografischen Begleitung einer Wissenschaftlerin gestellt und letztendlich genehmigt. Spätere Anfragen ohne interne Fürsprecher:innen und Erfahrungen von Kolleg:innen zeigen, dass diese Genehmigung nicht selbstverständlich ist. In vielen Fällen wurden Anfragen mit einer wie der folgenden Mail<sup>9</sup> abgelehnt:

Sehr geehrte Frau Schmidt,

vielen Dank für Ihre Anfrage vom XX.XX.XX, die uns zur Prüfung weitergeleitet wurde. Leider können wir Ihrem Anliegen jedoch nicht entsprechen.

An das Innenministerium werden jährlich zahlreiche Unterstützungsersuchen gerichtet, denen wir insbesondere mit Blick auf die personellen und zeitlichen Ressourcen der Landespolizei nur in absoluten Ausnahmefällen entsprechen können.

Vor diesem Hintergrund bitten wir um Ihr Verständnis und wünschen Ihnen für Ihre Forschung alles Gute.

Mit freundlichen Grüßen

Leitender Polizeidirektor

Diese Art Ablehnung erfolgte nicht selten dann, wenn die Anfrage von außen kam<sup>10</sup> und ohne konkretes Mehrwertversprechen für die Polizei war.<sup>11</sup> In einer Mail, die mein Kollege Roman Thurn erhielt und die er mir freundlicherweise zur Verfügung stellte, wurde dieser Hintergrund explizit gemacht. In der Mail verwies die Polizeibehörde auf einen Beschluss des Arbeitskreis II der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder. Dort habe man in der Sitzung am 5./6. November 2002 »die Länder gebeten, Länderumfragen oder sonstige Anfragen, wie z.B. zu Studienzwecken, im Hinblick auf Notwendigkeit und Effizienz des Erkenntnisgewinns kritisch zu prüfen und

---

9 Dies ist eine aus Anonymisierungsgründen prototypisch erstellte E-Mail. Im Allgemeinen erhalten die Antwortschreiben, wie auch hier, keine weiteren Erklärungen außer den Verweis auf die Arbeitsbelastung der Polizei.

10 Im Rahmen des Mapping#NoG20-Projektes wurden allerdings auch Anfragen von innen abgelehnt.

11 Eine polizeiliche Sicht auf externe Forschungsvorhaben ist bei Ingmar Weitemeier (2002) nachzulesen, der zwar Forschung durchaus befürwortet, diese aber hinsichtlich ihres Nutzens für die Polizei bewertet.

auf das notwendige Maß zu beschränkten« (Email vom 13.11.2019).<sup>12</sup> Auch Peter Ullrich stellt, im Hinblick auf seine Erfahrungen mit der Polizei als Forschungsfeld, fest: »Im Kern bleibt eine Problematik bestehen, die ein organisationssoziologisches Grundproblem ist: es gibt in der Regel keine per se bestehenden Motive einer Organisation, sich extern erforschen zu lassen« (Ullrich 2019: 156).

Die Entscheidung für oder gegen eine Genehmigung für derartige Forschungen können nur die Innenministerien sowie die höchsten Leitungsebenen in den Direktionen oder Präsidien erteilen. Auch dort werden die Entscheidungen in gewisser Weise verhandelt. Üblicherweise verlaufen diese (internen) Dienstwege vom Antrag bis zur Genehmigung (oder Ablehnung) weitestgehend intransparent. Die Polizei ist zwar hierarchisch organisiert, nicht immer jedoch ist die Zuweisung von Entscheidungskompetenzen hinsichtlich externer Forschungsanfragen eindeutig geregelt. Forschungsanträge sind nicht selten in Debatten um Zuständigkeit eingebunden, die eine Entscheidung über die Anfrage verzögern können. Von den Anfragen der mich unterstützenden Polizeibeamt:innen an ihre direkten Vorgesetzten bis zur Prüfung desselben und schlussendlich zur Genehmigung der Forschung vergingen daher teilweise mehrere Monate – und weitere Wochen und Monate bis zur eigentlichen Erhebung bzw. dem Feldeintritt.

Durch ihre bürokratische Strukturierung wohnt der Polizei eine gewisse Trägheit in der Handhabung von externen Anfragen inne, die nicht dem bekannten Muster entsprechen. So wurde ich immer wieder aufgefordert meine fachliche Herkunft und mein Thema ›richtig‹ zu erklären. Externe Anfragen aus dem juristischen oder psychologischen Bereich sind in der Polizei bekannt – die Anfrage einer Kulturanthropologin jedoch, die sich mit Wut, also einem als psychologisch verorteten Phänomen befasst, führte zu Irritationen. In Berlin wurde ich deshalb zu einem Gespräch vorgeladen, um mein Anliegen in Anwesenheit verschiedener Verantwortlicher sowie der polizeiinternen Psychologin vorzutragen. Selbst kleinere Anfragen an die Polizei können zu einer Geduldsprobe werden. Es benötigte bspw. mehrere Monate und die parlamentarische Unterstützung aus der Linken, bis ich Zahlen über die Verteilung von Frauen und Männern in der Bereitschaftspolizei erhielt. Zur Beantwortung meiner Frage nach dem Anteil von Männern und Frauen sowie von Polizist:innen mit Migrationsanteil in Berlin, war erneut ein kompletter Antrag (Antragsformular, Verschwiegenheitserklärung, Datenschutzerklärung sowie ein Autorisierungsschreiben) nötig.<sup>13</sup> Dies liegt u.a. darin begründet, dass es sich bei der Polizei um eine bürokratische Organisation handelt, in der Schriftlichkeit von entscheidender Bedeutung ist: Formulare, schriftliche Berichte und Erklärungen zu allen möglichen Dingen (Datenschutz, Einwilligungen, Anonymisierungen etc.) oder formelle wie informelle E-Mails gelten, im Gegensatz zu mündlichen Gesprächen,

12 Den hier genannten Erlass habe ich auch auf Anfrage an verschiedene Stellen bislang nicht erhalten. Möglicherweise handelt es sich um ein Dokument das als ›Verschlussache – Nur für den Dienstgebrauch‹ (VS-NfD) eingestuft wurde und daher für externe Personen nicht erhältlich ist.

13 Ich hatte das alles bereits (zweimal) für die gleiche Stelle in Berlin ausgefüllt, um die Genehmigung für die teilnehmende Beobachtung zu erhalten. Die Anfrage nach den aktuellen Zahlen bezog sich auf das gleiche Projekt, nämlich die Dissertation, dennoch teilte man mir mit: »für jede weitere Studienanfrage müssen Sie das Antragsprocedere erneut durchlaufen« (E-Mail vom 29.05.2020).

als Legitimationsträger.<sup>14</sup> Sie können ausgedruckt, abgeheftet und in Ordnern sortiert werden, sodass auf sie bei Bedarf zurückgegriffen werden kann. Gleichwohl verspricht ein ausführlicher bürokratischer Schriftverkehr keinen zwingenden Erfolg. So wurde eine Anfrage bezüglich der Anzahl der in Hamburg beim G20-Gipfel im Juli 2017 eingesetzten Wasserwerfer abgewiesen, weil die Information zu »polizeitaktischen Maßnahmen« gehöre, die als Verschlussache gelten und nicht an externe Personen gegeben würden. Nur wenig später wurde die Zahl öffentlich bekannt gegeben.

Eine Analyse der polizeilichen Organisation von Zugängen oder Nichtzugängen hilft zu verstehen, in welcher Art und Weise das Feld Auskunft über sich selbst erteilt. So kam in jedem Gespräch mit Entscheidungsträgern früher oder später das Thema Sicherheit zur Sprache. Dabei ging es vorrangig um die Möglichkeiten der Organisation *meine Sicherheit* im Feld zu gewährleisten, um weder von Passant:innen als Polizistin betrachtet, während der begleiteten Einsätze Gefahren ausgesetzt oder von anderen Polizeien (in bspw. Großeinsätzen) fälschlich als *Gegenüber* gesehen zu werden. Im Hintergrund war auch meine Position als potenzielle ›Sicherheitslücke‹ relevant für die Antragsverfahren. So hatte ich zahlreiche Sicherheitschecks zu bewältigen, die von einer formellen Abfrage des Strafregisters über eine weiterführende Sicherheitsprüfung bis hin zu dem bereits erwähnten umfassend organisierten ›Bewerbungsgespräch‹ reichten. Die universitäre Bestätigung für den offiziellen Charakter der Forschung und damit deren Legitimation, musste mehr als einmal, teilweise sogar mehrmals bei der gleichen Stelle, erbracht werden. Diese Anforderungen an die Forscherin sind nicht unüblich für Forschungsanfragen in Organisationen. Intransparente Genehmigungswege, das Leiten der Anfrage an eine andere (oft unbekannte) Stelle, die wiederholte Anfrage an die Forschenden, ihr Ansinnen immer und immer wieder zu formulieren, oder das schlichte Liegenlassen von Anfragen gehören zum Standardrepertoire von Organisationen, um die Kontrolle der Grenze zwischen innen und außen aufrechtzuerhalten (vgl. Lau/Wolff 1983). Diese Art bürokratisierter Feldzugänge ist weder für die europäische noch für die außereuropäische Ethnologie ungewöhnlich. In Nigel Barleys humoristischem Buch über seine Feldforschung bei den Dowayos nimmt sein Umgang mit den (unterschätzten) bürokratischen Hürden sogar einen Großteil der Erzählung ein (vgl. Barley 2008).

Der Weg von der Kuh ins Feld, um im Bild vom Anfang des Kapitels zu bleiben, war also geprägt davon, immer und immer wieder meine Legitimation für das Feld herzustellen und meine Glaub- und Vertrauenswürdigkeit gegenüber der Polizei zu versichern. Mit der offiziellen Genehmigung wurde schließlich die Legitimation, sich im Feld aufzuhalten, erteilt. Die Aufrechterhaltung des Feldzugangs blieb aber eine Daueraufgabe.

---

<sup>14</sup> Das gilt vorwiegend für alles, was irgendwie justizibel sein könnte. Eva Kiefer (2016) weist daraufhin, dass innerorganisationales Wissen zunehmend mündlich organisiert wird, bspw. im gemeinsamen Denken und Sprechen über Fälle.

## Ethnografisch Forschen in der Polizei

Neben dem Sammeln von Material und Artefakten aus dem Feld,<sup>15</sup> der Analyse von digitalen und medial geführten Diskursen<sup>16</sup> und dem Erfragen statistischer Daten, bilden Interviews und die teilnehmende Beobachtung den Kern meines ethnografischen Zugangs. Meinem Anspruch auf eine »aktive, beobachtende Teilnahme am alltäglichen Leben der Beforschten zum Ziel des sinnverstehenden Miterlebens und Nachvollziehens von Wirklichkeitszusammenhängen« (Schmidt-Lauber 2007b: 219), wie es die Idealvorstellung einer teilnehmenden Beobachtung ist, konnte ich in einigen Bereichen allerdings nur unzureichend gerecht werden. Die »unmittelbare Partizipation des Forschenden am alltäglichen sozialen Leben im jeweiligen Untersuchungsfeld und ein empathiegeleitetes, nachvollziehendes Verstehen bei gleichzeitig gewahrter analytischer Distanz« (ebd.: 220), war mir aus verschiedenen Gründen nur bedingt möglich. Während das Verhältnis von Nähe und Distanz im Forschungsfeld bei allen ethnografischen Arbeiten eine Herausforderung ist und stets eine widersprüchliche wie komplexe Situation darstellt, war die »unmittelbare Partizipation« allein durch die Struktur des Feldes beschränkt. So war es (sowohl rechtlich als auch forschungsethisch) undenkbar hoheitliche Aufgaben auszuüben, die zugleich aber einen Großteil der polizeilichen Tätigkeiten bilden. An diesem Punkt waren den Möglichkeiten der *aktiven* Teilnahme im Feld und damit der körperlichen Erfahrbarkeit von Praktiken (dem Mit-Tun) Grenzen gesetzt.<sup>17</sup> Diese Grenzziehungen gestalteten sich jedoch in den einzelnen Feldbereichen verschieden.

---

<sup>15</sup> Gemeint sind damit sowohl Gegenstände wie (mir geschenkte) Hoheitsabzeichen der Polizei Berlin, öffentlich verteiltes Merchandise der Gewerkschaften, aber auch polizeiliche Formulare, Informationsflyer oder mir zur Verfügung gestellte Plakate aus den Dienststellen.

<sup>16</sup> Das schließt auch Diskurse in Selbsterzeugnissen der Polizei ein, die formell in Gewerkschaftszeitschriften, aber auch informell in z.B. Facebookgruppen, Blogs und (punktuell) auch bei Twitter geführt wurden.

<sup>17</sup> Hoheitliche Aufgaben sind Tätigkeiten, die sich aus der Staatsgewalt ableiten und daher nur offiziell befugten Vertreter:innen des Staates zustehen. In der Polizei sind das Tätigkeiten, die u.a. in Grundrechte von Menschen eingreifen oder diese sogar zeitweise außer Kraft setzen, z.B. Durchsuchungen von Personen, Gewaltanwendung, ungefragtes Betreten von Wohnungen, Inhaftierungen usw.

## Teilnehmendes Beobachten<sup>18</sup>

In der Schutzpolizei, in Frankfurt a.M. wie auch in Berlin, war eine nahe Begleitung allein durch die polizeiliche Struktur und die Gegebenheiten vor Ort durchaus möglich.<sup>19</sup> Während meiner Begleitung der Schutzpolizeien befand ich mich – analog zu der mir zugeteilten Dienstgruppe – auf den Dienststellen und nahm am Arbeitsleben teil. Im Gegensatz zu vielen anderen Arbeitswelten ist die Arbeit der Polizei nicht entgrenzt,<sup>20</sup> sodass ich zu festen Zeiten (im Schichtdienst) die gleiche Gruppe gemeinsam arbeitender Polizist:innen begleiten konnte. Während ich in Frankfurt a.M. zwei Wochen lang zwei verschiedene Dienststellen in verschiedenen Gebieten Frankfurts begleitete, gestaltete sich mein Feldaufenthalt in Berlin über eine längere Zeit und war daher intensiver. Dort konnte ich über den Zeitraum von über einem Jahr sieben Mal über jeweils ein bis drei Wochen teilnehmend begleiten.<sup>21</sup> Anfangs erhielt ich einen festen Plan, auf dem die Streifenteams verzeichnet waren, die sich bereit erklärten, mich während ihrer Schicht auf Einsätze mitzunehmen. Im Laufe der Zeit wurde diese Planung aufgegeben, sodass ich zu Schichtbeginn auf die Dienststelle kam und *ad hoc* (in Absprache mit den Beamten:innen) entscheiden konnte, welches Streifenteam ich begleite. Bei einigen Aufenthalten war es möglich, dass ich während einer Schicht die Streifenwagenteams kurzfristig wechselte, weil ein interessanterer Einsatz bearbeitet wurde und ich gefragt wurde, ob ich mir das ansehen möchte.<sup>22</sup>

---

<sup>18</sup> Die zeitliche Einordnung eines ethnografischen Forschungsprojekts ist nicht ganz einfach. Ebenso schwierig wie die Frage danach, *wo* das Feld aufhört und *wo* es beginnt, ist die Frage danach, *wann* es aufhört und wann es beginnt. Insgesamt betrug die Zeit von der ersten Feldforschung in Frankfurt a.M. (Mitte 2014) bis zum abgeschlossenen Projekt Mapping#NoG20 (Mitte 2018) vier Jahre. Zwischen Frankfurt a.M. und der Genehmigung in der Bereitschaftspolizei vergingen mehrere Monate. Berlin schloss sich relativ nahtlos an die Begleitung der Bereitschaftspolizei an. Zwischen Berlin und dem Forschungsprojekt in Hamburg lag wiederum ein halbes Jahr. Wenn man die Zeiten des Wartens auf Genehmigung abzieht, belief sich die Zeit unter Polizist:innen auf einen Zeitraum von etwa drei bis dreieinhalb Jahren.

<sup>19</sup> Die Orte der Feldforschung unterscheiden sich selbstverständlich auch innerhalb des Arbeitsbereiches. Sie sind von einer spezifischen Sozialstruktur wie auch von spezifischen Erzählungen geprägt. Den detailliertesten Einblick in polizeiliche Arbeit erhielt ich in Berlin, weswegen sich die folgenden Aussagen, sofern nicht anders gekennzeichnet, auf diese Dienststelle beziehen. Zu Orten und (Arbeits-)Räumen in der Polizei siehe Schwell 2008: 117ff.

<sup>20</sup> Zu Herausforderungen der Erforschung entgrenzter Arbeit siehe Schönberger 2013.

<sup>21</sup> Grundsätzlich wäre es – nach Absprache mit der Dienststelle – auch möglich gewesen jeweils länger zu begleiten, allerdings war ich zu der Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin, sodass ich während des Semesters durch Lehre und Verpflichtungen an der Universität keine Zeit in Berlin verbringen konnte. Zu den veränderten Bedingungen in der Feldforschung und den Formen zeitlich diskontinuierlicher Forschungen siehe Welz 2013.

<sup>22</sup> Die Polizist:innen wollten mir gern *alles* aus ihrem Alltag zeigen und meldeten sich teilweise extra für bestimmte Einsätze an (wenn über den Funk nach verfügbaren Streifenwagen gefragt wurde), um mir etwas »Interessantes« zu zeigen. So erntete ich auch regelmäßig mitleidige Blicke und Bedauern, wenn das Streifenteam, das ich begleitete, wiederholt zu einem Verkehrsunfall (VU) gerufen wurden (die sogenannten VUs gelten bei den Beamten:innen als die langweiligste Arbeit).

Während in Frankfurt auch Fußstreifen üblich waren, wurde in Berlin fast ausschließlich mit dem Funkwagen durch den Bezirk gefahren.<sup>23</sup> So fuhr ich während meiner Forschung zumeist auf dem Rücksitz des Funkwagens zu Einsätzen mit. Während der Essenspausen und in Phasen des Wartens auf einen Einsatz (oder während der Dokumentation bereits erfolgter Einsätze) saß ich gemeinsam mit den Polizist:innen im Gemeinschaftsraum oder sah ihnen bei ihren Bürotätigkeiten zu. Ich konnte mir in der Küche einen Kaffee zubereiten, in der Dienststelle umherlaufen, mir Pinnwände ansehen und mich mit den auf der Wache verbliebenen Beamten:innen unterhalten. Zur Legitimation dieses Bewegungsradius wurde ich mit einem Praktikums-Ausweis ausgestattet, durch den ich als ›berechtigt‹ markiert wurde. Dieser Ausweis ermöglichte es mir zu anderen polizeilichen Bereichen, wie der Gefangenensammelstelle im Polizeipräsidium, Zutritt zu erhalten. Außerdem markierte er mich außerhalb polizeilicher Räume als zur Polizei zugehörig, zugleich war ich im Status einer Praktikantin nicht kompetent genug, um von Bürger:innen fälschlicherweise als Ansprechpartnerin für ihre Interessen adressiert zu werden.<sup>24</sup> Damit konnte ich Einsätze beobachten und nah am Geschehen sein, ohne mich in der Verantwortung zu befinden, tatsächlich agieren zu müssen.

Der Status als Praktikantin (oder Hospitantin)<sup>25</sup> wirkte in zwei Richtungen: Zum einen wurde mein Platz in der Polizei damit (formal und bürokratisch) beschreibbar. Zum anderen wurde mir damit eine soziale Rolle zugewiesen, durch die ich als neugieriger Neuling eine »akzeptable Inkompetenz« (Breidenstein et al. 2013: 66) etablieren konnte. In dieser Rolle ergaben auch die vielen naiv erscheinenden und wiederholten Fragen Sinn, in denen ich alles immer und immer wieder erklärt haben wollte. Durch diese Position wurde ich zugleich, obwohl ich keine hoheitlichen Aufgaben übernahm, in polizeiliche Hilfsaufgaben eingebunden: Ich hielt Formulare und Messbänder, durfte durch den Geschwindigkeitsradar blicken, suchte vermisste Personen aktiv mit und versuchte, die Beamten:innen nachahmend, Personen anhand der polizeilichen Beschreibungen zu finden.<sup>26</sup> Vorrangig jedoch war ich damit beschäftigt Fragen zu stellen, mir alles (immer

- 
- 23 Eine Ausnahme bildeten die sogenannten KoB (Kontaktbereichsbeamten:innen), die ich jedoch nicht begleitete. Diese Beamten:innen gehen auch ohne Anlass regelmäßig durch den polizeilichen Bereich und sollen als Ansprechpartner:innen für Bürger:innen fungieren und sich auch um kleine Angelegenheiten, wie Müll auf der Straße oder ähnliches kümmern. Mit den KoB in Berlin führte ich u.a. ein Gruppeninterview.
- 24 Tatsächlich wurde ich verhältnismäßig wenig von Bürger:innen adressiert. Wenn ich in Gespräche mit ihnen kam, erläuterte ich meine Position und mein Anliegen einer wissenschaftlichen Begleitung der Polizei – woraufhin sie schnell das Interesse an mir verloren. Einmal wurde mir von Personen auf Distanz zugerufen, dass ich »nicht zu den Bullen« gehen, sondern lieber »etwas gescheites« machen solle (FN-32069). Nur wenige Male wurde ich tatsächlich aktiv von Bürger:innen in ein Einsatzgeschehen eingebunden, so dass sich z.B. eine Frau hilferufend an mich klammerte und ich sie davon abhalten musste in ihrer Panik auf die Straße zu laufen (FN-32083).
- 25 Tatsächlich wurde ich meist als Hospitantin vorgestellt, es gibt allerdings keine formalen Ausweise, auf denen »Hospitantin« verzeichnet ist. Auch Hospitierende erhalten einen Praktikumsausweis.
- 26 Es gab allerdings nur eine Gelegenheit, in der ich früher als die Polizist:innen eine gesuchte Person entdeckte. Dabei handelte es sich um einen Einsatz, in dem es um eine Gewaltausübung gegenüber einer Frau auf offener Straße ging. An dem angegebenen Ort angekommen, war jedoch weder

und immer wieder) zeigen und erklären zu lassen und mit den Beamten:innen über ihre Arbeit zu sprechen. Dadurch ergaben sich neben den Interviews, die ich führte, auch informelle Gespräche, die mir vielfältige Einblicke in den polizeilichen Arbeitsalltag ermöglichten.<sup>27</sup>

Der Zugang zu den geschlossenen Einheiten der Bereitschaftspolizei war für den Anspruch einer unmittelbaren Partizipation im Feld und an den dortigen Praktiken eine Herausforderung. Die Bereitschaftspolizei ist nicht ausschließlich in einem festgelegten Gebiet im Einsatz, sondern auch über die Landesgrenzen hinweg tätig. Militärisch in feste Hundertschaften, Züge, Gruppen und Trupps unterteilt, lässt die Struktur der Bereitschaftspolizei keinen Platz für »Fremde«. Während die Kennzeichnung der Praktikantin mir in der Schutzpolizei eine legitime und vor allem beschreibbare Position zuwies, existiert eine derartige Position in der Bereitschaftspolizei nicht. Mir wurde eine Halb-außerhalb-Position zugewiesen, die mir zwar die Begleitung ermöglichte, die aber außerhalb der polizeilichen Struktur lag: So durfte ich mich zwar während der Einsätze im Bereich der Polizei bewegen, aber nur in Begleitung. Um das zu gewährleisten, erklärte sich der Polizist, der sich für die Genehmigung meiner Forschung in der Polizei eingesetzt hatte, bereit die Verantwortung für meinen Feldaufenthalt zu übernehmen. Mich begleitend – oder eher: ich ihn begleitend – verschaffte er mir Zugang zu den Geschehnissen und fungierte zugleich als Ansprechpartner, der mir Handlungen und Situationen erklärte und mich immer wieder in Kontakt mit anderen Polizist:innen brachte.<sup>28</sup> Er stand außerhalb der Einheiten und konnte daher im Einsatzgeschehen flexibel agieren. Wenn es ihm nicht möglich war sich beruflich für meine Forschung Zeit zu nehmen, organisierte er mir eine andere Person aus der Polizei, die sich bereit erklärte, die Verantwortung für mich während des Einsatzes zu tragen.

Eine begleitende Person war allerdings nur eine der Bedingungen der Polizeiführung, um meine Forschung durchführen zu können. Eine andere betraf meine Erkennbarkeit im Feld. Weil bei den Einsätzen der Bereitschaftspolizei nicht nur die dem Bundesland eigenen Polizeieinheiten vor Ort sind, sondern auch sogenannte Fremdkräfte

---

eine Frau noch ein gewaltaübender Mann zu sehen. Gerade als die Polizist:innen den Auftrag abbrechen wollen, sah ich eine weinende Frau an der Seite sitzen und machte die Polizist:innen darauf aufmerksam (FN-32088).

- 27 Selbst wenn sich durch die Zeit, die Gespräche und verschiedene emotionale Einsätze soziale Bindungen ergeben, ist es eine Illusion zu glauben, dass man tatsächlich »Teil ihrer Gefahrengemeinschaft« wird, wie es Zum-Bruch (2019) schreibt. Die Polizist:innen sind in ihrem Arbeiten, auch da widerspreche ich Zum-Bruch, weder auf die Wissenschaftlerin angewiesen noch von ihr abhängig. Die Forscherin kann den Beamten:innen in kritischen Lagen nicht helfend zur Seite stehen (sie hat weder Ausbildung noch Ausrüstung), zudem konstituiert sich eine Gefahrengemeinschaft nicht nur im gegenwärtigen Erleben. Sie verweist immer auf die zu erwartende Loyalität bei zukünftigen Einsätzen. Auch hinsichtlich ihres Verhaltens vergessen Beamten:innen den »fremden« Blick in ihren Autos daher nicht, sodass die Forscherin immer eine fremde (wenn auch neugierige) Besuchende bleibt.
- 28 Feldforschung bedeutete so immer eine Zumutung für diejenigen im Feld, die eigentlich etwas anderes zu tun haben, denen nun aber eine fremde Person dabei über die Schulter schaut. Sie ist es umso mehr, wenn eigene berufliche Ressourcen nun in die Begleitung der Forscherin investiert werden müssen.

(d.h. Einheiten aus anderen Bundesländern) angefordert werden, machte es die Polizeiführung zur Bedingung, dass ich »erkennbar gekennzeichnet« (FN-32094) sein müsse. Erkennbar bedeutet in dieser Hinsicht aber nicht, dass ich als unabhängige Wissenschaftlerin markiert wurde, sondern im Gegenteil dem Feld der Polizei zugeordnet werden musste. In unübersichtlichen und hektischen Situationen müsste ich von anderen Polizeien als zur Polizei gehörig erkannt werden, um mich nicht plötzlich in polizeilichen Maßnahmen wiederzufinden, weil ich mich scheinbar unbefugt im Einsatzraum aufhalte. Um diese Sichtbarkeit zu gewährleisten, verpflichtete ich mich eine der neon-gelbgrünen Gewerkschaftsjacken zu tragen, die mich sichtbar von den anderen zivilen Akteuren im Raum abgrenzte und zugleich der Polizei zuordnete.<sup>29</sup> Die in Gesprächen von mir vorgeschlagenen Alternativen, wie ein Namensschild mit der Bezeichnung ›Wissenschaftlerin‹ oder ›Ethnologin‹, wie es Gregor Sterzenbach (2013) während seiner Forschung bei der Münchner Streifenpolizei trug, wurden schlicht abgewinkt.

*Abbildung 1: Die Forscherin im Feld der Bereitschaftspolizei (Bild: Sören K.)*



Während die Polizeiführung mit dieser Möglichkeit der Gewährleistung meiner Sicherheit zufrieden war, fühlte ich mich meiner wissenschaftlichen Neutralität beraubt. Auch im Feld selbst war die Jacke ein Hindernis, weil sie mich in Demonstrations- und Fußballgeschehen weithin sichtbar und erkennbar werden ließ. Dies hatte unter anderem Irritationen etwa bei Journalist:innen zur Folge, die Fotos der eigenartigen Person mit der um einige Nummern zu großen Herrenjacke schossen, woraufhin ich mich dann auf Dokumentationsseiten im Internet wiederfand. Auch in der Polizei führte die neon-gelbe Jacke inmitten der dunkelblau und dunkelgrün gekleideten Beamten zu ver-

29 Tatsächlich hatte ich wenig Wahl. »So – oder Sie können es vergessen. Dann können wir Sie nicht mitnehmen« (FN-32094) hieß es. Um die Feldforschung nicht zu gefährden, blieb mir nichts anderes übrig als die viel zu große und auffällige Jacke zu tragen (vgl. Schmidt 2017b).

mehrter Aufmerksamkeit und einer Zuschreibung der Forscherin als skurrile Fremde. Diese auffällige Andersartigkeit erschwerte die Kontaktaufnahme, wenn ich mich ohne meine Begleitung bewegte sodass anfangs eher *über* die Forscherin als *mit* der Forscherin gesprochen wurde.

Dieses Verhältnis änderte sich allerdings im Laufe der teilnehmenden Beobachtung. So wurde mir nach einiger Zeit gestattet, auch ohne spezielle Begleitung in Mannschaftswagen mitzufahren und mich auch ohne die Jacke im Einsatzraum aufzuhalten. Ab diesem Zeitpunkt bewegte ich mich, ohne die Last der neonfarbenen Jacke, freier im Geschehen. Dadurch war es auch möglich nun vermehrt in Kontakt mit den Polizist:innen zu kommen. Da ihnen während ihrer Einsätze eine feste Aufgabe und ein fixer Platz im Einsatzgeschehen zukommt, nutzte ich die Ruhephasen, z.B. zwischen zwei Arbeitsaufträgen oder wenn gerade nichts passierte (zu Langeweile im polizeilichen Alltag vgl. Fassin 2017), um Gespräche mit den Beamten:innen zu führen. Begleitungen der sogenannten Diensthabenden Einheit (DHE)<sup>30</sup> waren diesbezüglich offener gestaltet, sodass ich – ähnlich wie in der Schutzpolizei – gemeinsam mit den Beamten:innen in den Fahrzeugen saß und zu Einsätzen fuhr.

Mit der Dauer des Aufenthalts in der Polizei wurde meine Position für die Beamten:innen zunehmend klarer. Dadurch wurden Dinge sichtbar, die zu Beginn verborgen geblieben waren. So veränderte sich die Art und Weise der Streifenfahrten – von fast prototypisch wirkenden Einsatzfahrten, in denen ich wie eine Touristin behandelt wurde, hin zu Einsatzfahrten, in denen informelle Handlungen der Polizeiarbeit sichtbar wurden. Diese Entwicklung ist nicht nur ein Effekt der Gewöhnung des Feldes an die Forscherin – denn der Umstand, dass der ›fremde Blick‹ mitfährt, wird nie vergessen – sondern ist Resultat eines gegenseitigen Kennenlernens und Einschätzten-Könnens. Ausgehend von Vorstellungen und Bildern über den anderen sind die ersten teilnehmenden Beobachtungen von gegenseitigem kritischem Beäugen und einem vorsichtigen Umgang mit mir geprägt gewesen. Witze über meine ›eigentliche‹ Herkunft von der Abteilung für Interne Ermittlungen zeugen von diesem Misstrauen und entsprechen der klassischen Lesart des Forschenden als Spion, wie sie Lindner (1981) beschreibt.<sup>31</sup> Anfänglich noch eine Fremde, verfügte ich über eine Reihe von Eigenschaften, aufgrund derer ich ein bevorzugtes Objekt sozialer Zuschreibungen durch die Polizist:innen und mit entsprechenden Erwartungen konfrontiert wurde (vgl. Breidenstein et al. 2013: 62ff.; im Übrigen gilt das auch andersherum, dazu vgl. Timm 2001). Einige Vorstellungen wirkten hierbei begünstigend, andere verschließend. So wurde von den Bereitschaftspolizist:innen vor Interviews immer wieder meine regionale Herkunft erfragt. Dabei stellte sich heraus, dass meine Herkunft relevant war für ihre Einschätzung meiner Kompetenz, ihre Aussagen

<sup>30</sup> Diese Einheiten sind keine Sondergruppe in der Bereitschaftspolizei, wie es bspw. die Beweissicherungs- und Festnahmeeinheiten (BFE) sind, sondern analog zu Streifenfahrten der Schutzpolizei zu verstehen. Im Gegensatz zu diesen werden die Beamten:innen der DHE allerdings nicht lokal begrenzt, sondern werden im gesamten Bundesland eingesetzt, um z.B. Verkehrskontrollen durchzuführen oder lokale Schutzpolizeien bei Einsätzen zu unterstützen. Eine DHE ›zu fahren‹ ist also äquivalent zu einem Einsatz bei einem Demonstrationsgeschehen und sie werden (rotierend) von allen Gruppen der Hundertschaften durchgeführt.

<sup>31</sup> Grundsätzlich lässt sich aber sagen, dass meine Anwesenheit im Feld für einige Polizist:innen eine willkommene Abwechslung im Arbeitsalltag darstellte.

richtig einordnen zu können. Auch meine soziale Herkunft war immer wieder Thema im Feld. Ich entsprach in Habitus und Auftreten nur bedingt den Vorstellungen, die sich einige von einer »*Frau Doktor von der Universität*« (FN-32084) gemacht hatten. So empfahl mir ein Dienstgruppenleiter im Telefonat »*Stöckelschuhe und den Rock*« (FN-32060) bei der Streifenbegleitung daheim zu lassen. Später im Feld griffen einige der Beamt:innen das Thema wieder auf und gestanden mir, dass sie es als ›Erleichterung‹ empfanden, dass ich in Jeans und Turnschuhen zur Dienststelle kam. Wie in dieser Zuschreibung deutlich wird, war auch meine Position als junge Frau im Feld relevant. Jung zu sein ermöglichte mir die Position des lernenden Neulings einzunehmen, dessen Fragen und neugierige Blicke mit der sozialen Erwartung übereinstimmten und so weniger problematisch waren. Zum anderen befand ich mich damit in einem ähnlichen Alter (Mitte bis Ende 20) wie ein Großteil der Beamt:innen in der Bereitschaftspolizei und auf der Dienststelle in Berlin. Meine Kennzeichnung in der Streifenpolizei als Praktikantin unterstützte diese Position noch. In einer Organisation, die durch eine besondere Performanz des Männlichen geprägt ist (vgl. Behr 2008), führt die Zuschreibung der Frau als Zuständige für Beziehungs- und Gefühlsarbeit zu einer Wahrnehmung der weiblichen Forscherin als relativ harmlos (vgl. Breidenstein et al. 2013: 65). Das stark geschlechterstereotype Denken in der durch hegemoniale Männlichkeit geprägten Polizei toleriert Beobachtungstätigkeiten von Forscherinnen so mitunter besser als die von Männern. Gleichzeitig führte dies zu Annäherungsversuchen von Polizisten, die mir ihre privaten Telefonnummern geben wollten oder zweideutige Anmerkungen machten.<sup>32</sup>

Einen nicht unwesentlichen Anteil an der Veränderung des Verhältnisses hatte auch mein Wissenszuwachs über den polizeilichen Alltag. Ich erlernte die polizeilichen Abkürzungen und konnte mich daher ›feldspezifisch‹ verstständigen. Mit zunehmender Dauer der Forschung teilte ich außerdem gemeinsame Einsatz erfahrungen und konnte in die Erzählungen über Erlebtes einsteigen. Einige besonders eindrückliche Erlebnisse wurden auch Monate später wiedererzählt oder tauchten in Gefahrennarrativen plötzlich wieder auf. Die Besonderheit, als Forscherin in Situationen anwesend gewesen zu sein, diese Erlebnisse wiederum Monate später als sinnstiftende Erzählungen zu hören und sie dadurch in veränderter Form wieder in das Material aufnehmen zu können, zeigt den Wert einer Forschung, die über einen langen Zeitraum im Feld erfolgt. Derartige Kontinuitäten und Transformationen begleiten zu können ist in kurzfristigen Feldaufenthalten eher nicht zu erwarten. Die Dauer der Forschung in verschiedenen Feldbereichen führte auch zu einem wiederholten Erkennen und Wieder-Erkennen der Forscherin selbst (»*Du bist ja schon wieder da!*«<sup>33</sup>), sowie zu Anknüpfungsmöglichkeiten, um über Geschehenes zu sprechen (bspw. über den weiteren Fortgang eines Einsatzes, den ich nicht zur Gänze begleitet habe). Gleichzeitig kann diese Länge der Anwesenheit auch zu Skepsis gegenüber der Forscherin führen, die ja ›offensichtlich‹ immer noch

32 Elena Zum-Bruch berichtet ähnliches aus ihrer Feldforschung (vgl. Zum-Bruch 2019: 125ff.). Auch andere Stereotypen können in der Feldforschung problematisch werden. So beschreibt Jennifer Hunt (1984), dass sie als Forscherin in der Polizei mit dem Stereotyp der geschwätzigen Frau konfrontiert wurde, der sie von wichtigen Informationen ausschloss.

33 So die durchaus freundlich gemeinte Begrüßung eines Polizisten als ich nach einigen Wochen der Abwesenheit zu einer erneuten Begleitung der Polizist:innen in der Dienststelle erschien.

nicht genug Material habe.<sup>34</sup> Auch der genaue fachliche Hintergrund meiner Anwesenheit verlor sich mit der Zeit bei einigen Beamten:innen. So schreibt auch Zum-Bruch: »Meine Vorstellung als Soziologin, die ihre Dissertationsarbeit schreibt, geriet bei vielen von ihnen schnell in Vergessenheit und übrig blieb nur, dass ich irgendetwas mit irgendeiner Universität zu tun habe und irgendeine Arbeit, wahrscheinlich eine Bachelor-Arbeit für mein Studium der Sozialarbeit oder Psychologie, schreibe« (Zum-Bruch 2019: 133). Was aber über den gesamten Zeitraum der Forschung erhalten blieb, war das Thema, das ich mitbrachte: die Wut. Bereits vor meiner Ankunft wurden alle Beamten:innen durch ihre Vorgesetzten darüber informiert, dass ich in diesem Bereich forsche. Das führte zu einem nicht unwesentlichen Teil dazu, dass Wut als Thema plötzlich im Alltag der Beamten:innen präsent war und bestimmte Situationen als Wutsituationen bezeichnet wurden, die es vorher möglicherweise nicht wurden. Auch gab es häufig direkte Hinweise an mich (»Hier Steffi, hier ist jemand wütend!«, FN-32050), um meine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Situation zu lenken. Ethnografie als ein radikal konstruktivistisches Unterfangen zu verstehen, bedeutet daher nicht nur die Position der Forscherin im Feld in die Analysen und Deutungen einzubeziehen, sondern auch die Einführung des Themas in das Feld in die Analysen einzubinden, durch welche sich der Fokus der Feldteilnehmer:innen verschiebt und welche ihn gegebenenfalls leitet.

## Gewalt und Langeweile

Für Forschende in der Polizei stellen sich noch andere Herausforderungen, nämlich hinsichtlich der Gewalt im Feld. Die Polizei ist qua Amt zur Gewalt berechtigt. Die Gewalt als Arbeitsgegenstand der Polizist:innen zu betrachten impliziert sowohl die erfahrene ebenso wie die von ihnen ausgeübte Gewalt. Als Forscherin ist man daher mit einem Forschungsfeld konfrontiert, in dem gewaltförmiges Handeln eine maßgebliche Rolle spielt und in dem Akteure in verschiedener Art und Weise nicht nur gewalttätig sind, sondern dabei auch rechtliche, moralische und körperliche Grenzen überschreiten (vgl. Jobard 2013).

Dass das Thema der Gewalt auch für mich relevant ist, wurde bereits in den ersten Gesprächen mit der Polizeiführung darüber, wie man meine Sicherheit im Feld gewährleisten könnte, deutlich. Auch während der Feldforschung waren Gewalt und potenzielle Gefahren für mich von Anfang an präsent. So hieß es in Frankfurt, dass man mich in Einsatzsituationen, die für mich zu gefährlich seien, irgendwo in der Stadt aussetzen werde und später, wenn sich die »die Lage beruhigt habe«, wieder abholen würde.<sup>35</sup> In einem Stadtteil Berlins wiederum instruierte mich ein Beamter gleich am ersten Tag, wie ich in Notsituationen Hilfe holen kann, bspw. wenn es zu einer Schießerei käme:

34 Diese Skepsis wurde von einem Beamten offen kommuniziert. Ein zugrunde liegendes Missverständnis war hier, dass er davon ausging, dass eine Doktorarbeit in etwa so lang sei wie eine Bachelorarbeit, weshalb er die Fülle an gesammeltem Material für unnötig hielt.

35 Auch Alexandra Schwell (2008) hat ähnliches gesagt: »Die Möglichkeit eines Aufgriffs unerlaubter Grenzübertreter besteht selbstredend auch tagsüber, und so wurden meine deutschen Begleiter vor dem Beginn der Streife von ihrem Vorgesetzten dazu angehalten, mich im Falle eines Aufgriffs einfach irgendwo abzusetzen und der Dienststelle meinen Standort mitzuteilen. Irgendwann würde man mich dann schon abholen« (Schwell 2008: 133).

»Der Beamte geht mit mir gemeinsam nun um den Wagen herum zum Beifahrersitz und zeigt mir den Notfallknopf, der es möglich macht, Notfallalarm im gesamten Gebiet auszulösen. Ich solle mir das genau anschauen, sagt er, für den Fall, dass beide Polizisten nicht mehr in der Lage sind, selbst einen Notfall auszulösen« (FN-32067).

Zu beiden Situationen kam es nicht. Die präventive Vorbereitung darauf aber gibt Hinweise, in welcher Art und Weise es den Beamt:innen wichtig ist, ihren Arbeitsort zu präsentieren. Während die ersten Stunden im Funkwagen in diesem Berliner Stadtgebiet sowie in Frankfurt mit Geschichten von vergangenen Eskalationen und zukünftig potentiell auftretenden Ereignissen gefüllt waren, erhielt ich in einem anderen Berliner Stadtteil eine Einführung in die im Bereich wohnenden Prominenten sowie in geeignete Läden zum Mittagessen und Brotkaufen. Diese Perspektive und Vermittlung des eigenen Bereichs (der eine Stadtteil als gefährlich, der andere als befriedet<sup>36</sup>) steht im engen Zusammenhang mit den täglichen Arbeitsweisen in ihrem Gebiet. In ihrer Eigenbeschreibung gaben die Beamt:innen im »befriedeten« Gebiet an, dass sie sich vorwiegend mit Kellereinbrüchen und Fahrraddiebstählen beschäftigten, während die Beamt:innen in dem anderen Stadtteil davon sprachen, dass sie ›alles‹ im Bereich haben und vor allem körperliche Einsätze:<sup>37</sup>

*»Es gibt Tage, die sind extrem ruhig. Da sind kaum Aufträge. Dann gibt's Tage, die sind mittelmäßig mit Verkehrsunfällen, Ladendiebstähle, Körperverletzung ... dann gibt's auch Tage, wo mehr los ist: mit Schlägereien, Körperverletzungen im Rahmen der häuslichen Gewalt, dann da wieder eine Schlägerei, zwischendurch auch mal ein Verkehrsunfall – kann auch passieren. Kommt auch vor: Bedrohung mit Schusswaffe, oder gefährliche Körperverletzung mit Messer. All sowsas« (Christian, Berlin, INT-32024).*

Die potentielle Gewaltförmigkeit eines Einsatzes (und damit die potentielle Gefährlichkeit für mich) wurde mir jedoch nicht nur erzählt, sondern auch durch die Verpflichtung, im Feld stets eine Stichschutzweste zu tragen, körperlich erfahrbar gemacht. Die Schwere der Weste (etwa 2kg) und ihre Wärme im Sommer vermittelten mir einen ersten Eindruck der körperlichen Situierung polizeilichen Arbeitens. Dabei war außer meinem Praktikumsausweis nichts weiter an meiner Weste befestigt. An den Westen der Beamt:innen befinden sich u.a. das Funkgerät, Notizblöcke und Stifte, nicht selten noch Pfefferspray, Taschenlampe und ein Multitool (vgl. Abb. 2). Letztere können auch am Gürtel getragen werden, doch auch dieser ist bereits mit Schusswaffe, Handschellen,

36 Der Begriff »befriedet« wurde von den Polizist:innen im Bereich selbst genutzt, um ihn zu beschreiben. Er impliziert, dass es in dem Stadtgebiet durchaus gefährlicher war, dies jetzt aber nicht mehr der Fall ist. Aus dem Begriff spricht eine aktive Rolle der Beamt:innen heraus: Der Bereich ist nicht *per se* unproblematisch, sondern er ist durch die Beamt:innen erst (aktiv) befriedet worden.

37 Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) unterteilt die erfassten Straftaten in Berlin nicht nach einzelnen Gebieten, sodass ich diese Aussagen nicht mit Zahlen belegen konnte. In der PKS von 2015, also dem Zeitraum der Begleitung, wird jedoch eine »besonders hohe Zunahme der Fälle« von Einbrüchen in Kellerräume im dortigen Bereich erwähnt (vgl. Polizei Berlin 2015: 53). Dazu ist allerdings zu sagen, dass die PKS einen reinen Arbeitsnachweis der Polizei darstellt, d.h. die Anzahl der dortigen Delikte ist vom Anzeigeverhalten der Bürger:innen aber auch den durchgeführten Kontrollen der Beamt:innen abhängig. Zur Kritik an der PKS siehe Brüchert 2000 sowie Frevel 1999.

Schlagstock und Handschuhen ausgestattet. Trotz geringerer Ausstattung bemerkte ich wie das Tragen der Weste meinen körperlichen Ausdruck veränderte. Zum Ausgleichen des Gewichtes stand ich mit meinen Beinen breiter als ohne Weste, was mir ein entschiedeneres Aussehen gab. Dazu kam meine Interaktion mit der Weste selbst. Weil man unter ihr leicht ins Schwitzen kommt und das in Kombination mit dem Gewicht unangenehm ist, schob ich häufiger rechts und links die Daumen unter den Achseln in die Weste und hob sie so ein wenig vom Körper hoch, um mich zu entlüften. Die daraus resultierende Körperhaltung erinnerte sehr stark an die Körperhaltung, die ich bei anderen Beamten bereits gesehen und die ich teils als herausfordernd gedeutet hatte.

Abbildung 2: Polizeiweste, Polizei Berlin



Das »mit dem Körper lernen« (Wacquant 2003: 270), also auch das Mit-Tun, wozu der Umgang mit den Objekten in der Polizei gehört, bildete so einen wichtigen analytischen Zugang, um sich dem praktischen Wissen zu nähern. Sich dem (körperlichen) *Tun* von Gewalt zu zuwenden, ist eine der Herausforderungen, der sich engagierte Ethnograf:innen im Feld der Polizei stellen müssen. Laut einem leitenden Beamten sei dies auch das Erste und zugleich das Schwierigste, das angehende Polizist:innen lernen müssten. Polizeianwärter:innen hätten kaum Erfahrung mit Gewalt, weswegen ihnen erst mühsam beigebracht werden müsse gewalttätig zu sein. Da ich mich weder als Polizistin ausbilden lassen wollte, noch hoheitliche Aufgaben, wozu die legitime Gewaltausübung zählt, übernehmen konnte, stand ich vor dem Problem, keine routinierte Erfahrung im Umgang mit körperlicher Gewalt zu haben. Während meiner Forschung begann ich von dieser unabhängig eine Kampfsportart zu erlernen und konnte so die (sportliche) Ausübung von Gewalt erfahren. Diese zusätzliche unerwartete ethnografische Rahmung führte dazu, dass mir der Unterschied zwischen ›aggressiv‹ oder ›wütend‹ im Ring zu sein, körper-

lich sehr viel deutlicher wurde (vgl. Wacquant 2003). Zusätzlich wurden mir Festnahme- und Transportgriffe von ausgebildeten Türsteher:innen gezeigt, womit ich einen Einblick in andere gewalttätige Arbeitsweisen erhielt (zu den Ähnlichkeiten der Gewaltarbeit siehe Preiser 2017). Damit verdichtete ich mein Wissen über Gewalthandeln und prüfte meine Erkenntnisse auch während meiner Feldaufenthalte in Gesprächen mit den Polizist:innen.

Wenn das Forschungsfeld sich selbst als gewaltvoll vorstellt, wie dies in einigen Bereichen der Fall war, richtet sich der forschende Blick auch nur allzu schnell auf genau diesen Aspekt und erwartet dies entsprechend auch zu sehen. Sehr viel mehr als von Gewalt (jeglicher Art) war das Feld allerdings von Routinen und Langeweile bestimmt. War ich anfänglich auch bei Einsätzen wegen Verkehrsunfällen (VU) oder Verkehrsbehinderungen aufgeregt und interessiert an den Geschehnissen, stellte sich nach einer gewissen Zeit auch bei mir eine Routine des Sehens ein. Dazu kamen viele Phasen der Langeweile in denen ich gemeinsam mit den Beamten:innen herumstand (Bereitschaftspolizei), auf der Dienststelle saß oder im Streifenwagen umherfuhr (Schutzpolizei), um die Zeit zwischen Einsätzen zu überbrücken. Ich hatte besonders in ereignislosen Nachschichten mit Müdigkeit zu kämpfen.<sup>38</sup> Auch Alexandra Schwell stellt fest: »Der Alltag besteht aus Routinetätigkeiten, begrenzten Erfolgen, dem Ausfüllen unzähliger Formulare und Langeweile« (Schwell 2008: 230). Weil es keine Termine für Einsätze gibt, und dementsprechend »immer alles passieren kann« (FN-32084) und zugleich sehr oft sehr lange Zeit einfach nichts passiert, kommt auch die Feldforscherin, die sich nur begrenzte Zeit im Feld aufhält und entsprechend »etwas sehen will«, irgendwann in die Verlegenheit zugeben zu müssen, dass sie hofft, dass »endlich, endlich: etwas passiert« (Schwell 2008: 143).

### Interviews und event ethnography

Einen weiteren ethnografischen Zugang bildeten Interviews. Während die Interviews in der Kriminalpolizei in Frankfurt a.M. parallel zu der Begleitung der Streifen und teilweise sogar am Anfang des Feldeinstiegs geführt wurden, fanden die Interviews in Berlin im letzten Teil der Feldbegleitung statt, einige sogar erst einige Zeit danach. Diese zeitliche Differenz liegt unter anderem darin begründet, dass die Beamten:innen nur während ihrer Arbeitszeit für Interviews zur Verfügung standen. Das hieß, dass in Schichten mit vielen Einsätzen keine Zeit für Interviews blieb. Einige Interviews wurden aufgrund eines Einsatzes auch unterbrochen und mussten zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgenommen werden. Grundsätzlich habe ich alle Beamten:innen, mit denen ich in meiner Feldforschung näher in Kontakt war, um Interviews gebeten. Viele haben zugesagt, andere sprachen sehr gern mit mir – aber nur, wenn die Gespräche informell blieben und nicht aufgenommen wurden –, wenige verweigerten komplett die Kommunikation.<sup>39</sup>

38 Im Übrigen ging das auch den Polizist:innen so. Aus diesem Grund fuhren sie in der Nacht häufiger Streife, um wach zu bleiben und konsumierten in einem hohen Maße Kaffee oder Energydrinks.

39 Ein Beamter antwortet auf meine Frage, wieso er immer so skeptisch aussehe, wenn ich andere nach Interviews frage, dass er nicht glaube, dass meine Forschung »gut« für die Polizei sei. Andere haben ihre Skepsis oder Abneigung nicht derart explizit gemacht, sondern sind mir einfach aus dem Weg gegangen, sodass es zu keiner Kommunikation kam. Ich habe versucht, mich im Feld niemanden aufzudrängen und die Distanz derjenigen, denen meine Anwesenheit unangenehm

Letztendlich habe ich mit insgesamt 23 Personen aus der Schutz- und Kriminalpolizei qualitative Interviews geführt. Meine ersten Interviews in der Kriminalpolizei können als explorative Interviews mit dem Fokus auf *Wut* beschrieben werden. Auf das Sample hatte ich jedoch keinen Einfluss. Ebenso wie die teilnehmende Beobachtung waren mir diese Interviews organisiert worden, indem mein Feldkontakt bei seinen Kolleg:innen ihre Bereitschaft für Interviews erfragte. »Neu« in der Polizei, kannte ich weder das Feld noch die einzelnen Beamten:innen, weswegen sich diese Interviews als offen und eher an das Feld herantastend charakterisieren lassen. Ich nutzte sie daher als Kontextinterviews, in denen sich verschiedene Aspekte zwar wiederfinden lassen, lege in der Analyse aber den Fokus auf diejenigen Interviews, die später in der Feldforschung entstanden und aus meiner Perspektive daher sowohl dichter an Informationen als auch besser zu kontextualisieren sind.

Diese später erfolgten Interviews mit den Beamten:innen aus Berlin waren entsprechend stärker an einem Leitfaden orientiert und knüpften teilweise auch an bereits gemeinsam Erlebtes an (vgl. Schmidt-Lauber 2007: 175f.).<sup>40</sup> Sie können als halboffene, halbstrukturiertere Interviews bezeichnet werden, in denen ich zwar einen thematischen Rahmen vorgegeben habe, die Polizist:innen allerdings die Möglichkeit hatten, weitere Themen anzusprechen und daher meinem »inneren Skript« entgegen zu wirken. Ich führte vereinzelt auch stärker narrative Interviews, die einzigen Personen allerdings Mühe bereiteten, weil es ihnen leichter fiel, auf (klare) Fragen zu antworten, als in einem Interviewsetting zu erzählen. Der Großteil der Interviews fand während der beruflichen Arbeitszeit statt, sodass sie auch in polizeilichen Räumen auf den Dienststellen geführt wurden. Das hatte natürlich direkte Auswirkungen auf das Interviewsetting, zum einen weil die Umgebung dadurch teils hektisch und unruhig war, zum anderen weil die Beamten:innen dadurch auch in Uniform vor mir saßen. Bedingt durch das Setting fanden einige nicht die Ruhe sich auf das Interview zu konzentrieren, sondern hatten stets »ein Ohr am Funk«, für den Fall, dass sie für einen Einsatz benötigt wurden. Dies betraf vor allem die Interviews in der Schutzpolizei in Berlin.<sup>41</sup>

---

war, zu respektieren. Aus diesem Grund tauchen diese Beamten:innen nicht als Akteure in meinen Feldnotizen auf.

- 40 Der stärkere Fokus auf leitfadenorientierte Interviews liegt darin begründet, dass die Beamten:innen vorher einen groben thematischen Verlauf der Interviews erbaten. Ich verstehe, Silke Meyer folgend, Interviews allerdings insgesamt als ein »kommunikatives Geschehen, das die Interviewenden mitgestalten« (Meyer 2017: 68). Teilweise entstanden daher in Interviewsituationen unbeabsichtigte Mischformen von Interviews. So setzten sich in zwei Fällen weitere Beamten:innen während eines Interviews zu uns und stiegen in das Interview ein. Wichtiger als eine unflexible Kategorisierung von Interviews sehe ich daher die Situiertheit des Interviews und die Interaktion der involvierten Personen.
- 41 Für narrative Interviews ist eine möglichst wenig asymmetrische Gesprächsatmosphäre wichtig, die herzustellen aber sehr schwierig war. Gerade die jüngeren Beamten:innen erinnerte das Interviewsetting an die Evaluationsgespräche, die sie regelmäßig mit Vorgesetzten führen müssen. Die Interviews zu einem späteren Zeitpunkt in der Feldforschung, nach dem gegenseitigen Kennenlernen, waren an dieser Stelle hilfreich. Grundsätzlich sind Forschungsbeziehungen aber generell als asymmetrisch zu bezeichnen, wenngleich vermehrt Arbeiten entstehen, die kollaborativen oder partizipativen Ansätzen folgen (vgl. Nimmer 2020). Gänzlich aufgehoben werden kann die Asym-

Die Gruppeninterviews in der Bereitschaftspolizei wiederum fanden an Tagen statt, an denen die Beamte:innen sich auf dem Gelände der Bereitschaftspolizei befanden und sich normalerweise entweder sportlich betätigt hätten oder zu Fortbildungen gegangen wären. Auch diese Interviews fanden in der Dienstzeit statt, da diese aber so oder so acht Stunden betrug und kein Risiko bestand, durch spontane Einsätze unterbrochen zu werden, unterlagen wir keiner zeitlichen Beschränkung. Ich führte dort insgesamt drei Gruppeninterviews mit jeweils fünf bis sechs Beamte:innen, die ›angeordnet freiwillig<sup>42</sup> teilnahmen. Das hatte zum einen den Effekt, dass sich die Polizist:innen auch für ein langes Interview Zeit nehmen konnten, zum anderen hatte ich aber dadurch keinen Einfluss auf die Zusammenstellung der Beteiligten und erfuhr erst in der Situation selbst, wer an den Interviews teilnahm. In diesen Interviews arbeitete ich auch mit Zeitungsartikeln und Bildern, die ich in die Runde gab, um eine Diskussion über das Geschehene anzuregen. Mein Anliegen, diese Interviews offener zu gestalten, um einer Diskussion der Polizist:innen Raum zu geben, funktionierte auch hier nur teilweise. Während sich in einem Interview die Beamte:innen sehr intensiv über die Themen austauschten, legte mir zum Abschluss eines anderen Interviews ein Beamter nahe, das nächste Mal mehr klare Fragen zu stellen, damit sie genauer wüssten, worauf sie antworten sollen (GI-32035).

Zu den in dem Bundesland geführten Gruppeninterviews verdichtetet sich das Sample, im Hinblick auf die Bereitschaftspolizeien, durch die im Kontext des G20-Projektes geführten Interviews. Dort führte ich 18 Einzelinterviews mit Polizist:innen aus ganz Deutschland. Für dieses Projekt fand weder vorher noch nachher eine teilnehmende Beobachtung in den Polizeien statt. Vielmehr entfaltet sich dieses Feld entlang der Ereignisse um den G20-Gipfel 2017 in Hamburg, den ich in Kooperation mit Wissenschaftler:innen des Instituts für Protest- und Bewegungsforschung Berlin und dem Grundrechtekomitee e.V. vor Ort beobachtete und wo ich als Forscherin auch den Protesten beiwohnte.<sup>43</sup> Im Zusammenhang mit dem daraus entstandenen Forschungsverbund, der sich in dem Projekt Mapping#NoG20 einer umfassenden Analyse der Protestereignisse in Hamburg widmete, arbeitete ich gemeinsam mit Roman Thurn, Peter Ullrich und Philipp Knopp in dem Teilbereich, der seinen Fokus auf die Polizei richtete. Im Kontext dieser Forschung wendete ich mich an die Polizei Hamburg sowie an andere polizeiliche Akteure in Deutschland sowie in Teilen Österreichs und bat um Interviews. Viele dieser Anfragen wurden mit dem Verweis, dass die Polizeiführung in Hamburg Interviews zu diesem Thema untersagt habe, abgelehnt.<sup>44</sup> Nur einige wenige Personen sagten – vor-

---

metrie jedoch nicht (dazu Meyer 2017: 79ff.). Für Reflexionen über sogenannte *research-up*-Projekte siehe Warneken/Wittel 1997.

- 42 Soweit ich es aus den Vorgesprächen erfuhr, hieß das, dass die Hundertschaftsleitung festlegte, dass Personen sich zu Interviews melden müssen (immerhin hatte man mir Interviewpartner:innen zugesagt), welche Personen das machen, sei aber freiwillig.
- 43 Darüber hinaus besuchte ich einige der in dem Zeitraum stattfindenden Proteste gegen neonazistische Aufmärsche sowie gegen verschiedene Pegida-Demonstrationen, um Polizeihandeln von außen zu beobachten und so mein Material zu verdichten. Zur Methode in diesem Projekt siehe Hunold et al. 2018 sowie Knopp et al. 2017.
- 44 Häufig erhielt ich eine grundsätzlich positive Resonanz auf unser Vorhaben Interviews mit den beteiligten Polizist:innen zu führen. So haben sich z.B. mehrere Hundertschaften aus verschiedenen Bundesländern bereit erklärt sich für Interviews zur Verfügung zu stellen. Leider erhielten wir in

wiegend wegen der Vermittlung durch Vertrauenspersonen – einem Interview zu, sofern ihre Anonymität gewährleistet werde.<sup>45</sup>

Bei der Suche nach geeigneten (und bereitwilligen) Interviewpartner:innen stieß ich auch auf den Europäischen Polizeikongress. Dabei handelt es sich um eine jährlich in Berlin stattfindende Veranstaltung »für Entscheidungsträger von Polizei, Sicherheitsbehörden und Industrie«,<sup>46</sup> die von der überregionalen (privatwirtschaftlichen) Zeitung *Behörden Spiegel* ausgerichtet wird. Charakterisiert werden kann der Polizeikongress als eine Verkaufsausstellung mit Kongresscharakter, die zu unterschiedlichen Themen schwerpunkten Vorträge von Vertreter:innen deutscher Polizeien und Wirtschaftsakteuren anbietet.<sup>47</sup> Im Februar 2018, knapp ein Dreivierteljahr nach den Ereignissen in Hamburg, sprach der G20-Einsatzleiter und Polizeiführer, Hartmut Dudde, auf dem Europäischen Polizeikongress zu diesem Einsatz. Damit erweiterte sich mein methodischer Zugang nun hinsichtlich einer *event ethnography*, wie sie Theodore Baird für die Analyse von Konferenzen und Kongressen im Rahmen von Grenzregimeforschungen ausgeführt hat.

»Events and fairs are ideal social settings where professionals perform for peers, convey information, tell stories, and embody their professional identities. Ethnography allows us to study the multiple meanings of discursive and non-discursive features of (semi)public events, including symbols, relations, spaces and objects, across the multiple talks and exhibits present at a certain event« (Baird 2017: 189).

Der Polizeikongress ist eine der wenigen (halb-)öffentlichen Veranstaltungen, die für mich überhaupt zugänglich waren, und auf denen mir die übergeordneten Diskurse und Wissensformen der Polizei zugänglich wurden. Vor Ort wurde beobachtbar, wie Akteure der Sicherheitsbehörden, der Politik und Verwaltung, aber auch privater Unternehmen im Feld der Sicherheitstechnologien polizeiliches Wissen, und damit auch Vorstellungen von Sicherheit und Ordnung re-/produzierten – speziell auch mit Blick auf den G20-Gipfel in Hamburg – und von welchen Vorstellungen von Sicherheit und Ordnung dieses gerahmt wurde; aber auch wie bestimmte professionelle Identitäten der Polizei, wie die »Ausbildung eines kriegerischen Selbstbilds in einem polizeilichen Feld, in dem effizientes und resolute Vorgehen gegen ›Gegner‹ mit Anerkennung verknüpft ist« (Schmidt/Knopp 2018: 36), von Seiten der Wirtschaft und Politik diskursiv befördert wurden. Die

diesen Fällen keine Freigabe der Innenministerien – häufig mit dem Verweis auf die Zuständigkeit der Polizei in Hamburg.

45 Eine Ausnahme bildeten Personen, die aufgrund ihres Status nicht anonymisierbar waren.

46 So die Selbstbeschreibung des Kongresses vgl. [www.europaeischer-polizeikongress.de](http://www.europaeischer-polizeikongress.de) vom 27.06.2022.

47 Vertreter:innen von Firmen kaufen sich Vortragszeit und stellen in dieser dann ihre aktuellen Techniken und/oder digitalen Erneuerungen vor. So sind z.B. Microsoft (für IT-Sicherheit), Bosch (für z.B. Videoüberwachungssysteme und Zutrittskontrollsysteme), Axon (ein Hersteller von Distanz-Elektroimpulsgeräten, die vor allem unter dem früheren Namen der Firma als Taser bekannt sind, und Bodycams), Ulbrichts Protection (ein Hersteller u.a. ballistischer Schutzhelme), Precobs (ein Prognosesystem für Wohnungseinbrüche) sowie die Heiligenfeld Klinik (für die psychische Gesundheit von Polizist:innen) auf diesen Tagungen präsent. Über das Zusammenspiel zwischen Wirtschaft und Polizei siehe Schmidt/Knopp 2018, sowie Schmidt/Thurn 2019.

Ausweitung des ethnografischen Feldes ermöglichte einen erweiterten Zugang zu rahmenden Diskursen, die sich nicht nur in der konkreten Anschaffung von neuer polizeilicher Ausrüstung (z.B. von ballistischen Helmen oder Smartphones) im täglichen Dienst der Beamt:innen materialisieren, sondern auch in vielfältiger Art und Weise als Narrative polizeilichen Handelns in anderen Feldbereichen wieder auftauchen.

Neben dieser diskursiven Rahmung polizeilichen Handelns, ermöglichte mir die Anwesenheit auf dem Polizeikongress auch Akteure des G20-Einsatzes persönlich anzusprechen und um Interviews zu bitten. Durch diese persönliche wie informelle Ansprache wurde es nun doch möglich Interviews mit (leitenden) Beamt:innen des G20-Einsatzes aus Hamburg zu führen.<sup>48</sup> Diese Interviews waren durch einen Leitfaden teilstrukturiert und thematisch an die Ereignisse um den G20-Gipfel gebunden. Dennoch erlaubte die Analyse dieser Interviews Narrationen und Rahmungen für z.B. Aggressionen und Eskalationen detailliert an einem Ereignis zu untersuchen (vgl. Malthaner et al. 2018), um diese Analysen dann auch in Verbindung zu den anderen Feldbereichen zu bringen. Zusätzlich zu den hier bislang genannten Feldbereichen führte ich noch weitere Interviews mit ehemaligen Beamten des SEK, um spezifische Fragen zur Ausbildung und der Rolle von Aggressionen und Gewalt in der Polizei zu klären.

Die durchgeführten Interviews transkribierte ich in den meisten Fällen vollständig, in einigen jedoch nur die inhaltlich relevanten Sequenzen. Wichtig war mir bei der Transkription die Lesbarkeit der Interviewausschnitte zu gewährleisten, weshalb ich mich für eine zurückhaltende Transkription entschied. Ich berücksichtigte daher keine situationsspezifischen Geräusche. Betonungen sowie non- und paraverbale Ereignisse berücksichtige ich nur dann, wenn sie besonders auffällig und für den Inhalt des Gesprochenen relevant waren. Ich glättete außerdem dialektale Einschläge, es sei denn es handelte sich um lokale Redewendungen, feste Formulierungsweisen oder sie waren für das inhaltliche Verständnis des Gesagten wichtig. Ich verstehe Interviews nicht als eine reine Datengenerierung, sondern als eine soziale Situation, in der in »Interview-Erzählungen [...] Subjekte narrativ hergestellt, situativ dargestellt und sozial ratifiziert« (Meyer 2017: 68) werden. Interviews bilden »in Erzählmustern soziale Ordnungen und ihre Bewertung ab und führen zugleich ins Zentrum der Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der Akteure« (ebd.). Damit sind Interviews als eine spezifische Interaktionsform zu verstehen, die durch ihr Setting klar von Gesprächen unter Kolleg:innen oder Freunden unterscheidbar ist und sich damit nicht unwesentlich auf die Inhalte des Interviews auswirkt. Das heißt auch, dass sich die Frage nach der ›Wahrheit‹ in einem investigativen Sinne in Interviewsituationen oder anderen Gesprächskonstellationen so nicht stellt. Die Feldteilnehmer:innen »sagen immer etwas Richtiges, das sie vielleicht vor dem Fremden schützt, sie sichert, ihnen Verantwortung abnimmt« (Jeggle 1984: 94). Daher sind auch die Notizen über die Interviewsituation und das Setting wichtig, um das Interview und die darin getätigten Aussagen kontextualisieren und entsprechend analysieren zu können, denn »der Kulturforscher will im Unterschied zum Linguisten nicht nur wissen, was der Mund sagt, sondern auch wie der Mundwinkel ein Fragezeichen setzt und

---

48 Die Polizei Hamburg stellte mir einen »bunten Strauß« (E-Mail vom 14.05.2018) an Polizist:innen bereit, die sich für Interviews zur Verfügung stellten. Die meisten sind in leitenden Positionen in das Einsatzgeschehen des G20-Gipfels eingebunden gewesen.

das Auge die Aussage kommentiert« (ebd.: 93). Entgegen einer streng formalisierten Auswertungspraxis erschien es mir daher sinnvoller mein Material in einem Gesamtzusammenhang zu lesen und zu analysieren, um feldübergreifende Praktiken sichtbar machen zu können.

### Schreiben, wie es ist

Neben dem Beobachten ist die Ethnografie auch eine schreibende Tätigkeit. Beobachtungen, Informationen zu Begegnungen, Erklärungen der Beamten:innen, Kontextinformationen zu politischen und gesellschaftlichen Ereignissen, ebenso wie Stimmungen (eigene und die der Feldteilnehmer:innen) und bereits erste theoretische Überlegungen habe ich in Form eines Feldtagebuchs notiert und später als dichte Beschreibungen verfasst (vgl. Schmidt-Lauber 2007b: 234ff.). In vielen Situationen war es aufgrund der Hektik und der schnell aufeinanderfolgenden Einsätze nicht möglich detaillierte Notizen zu verfassen. Ich versuchte dann die wichtigen Merkmale (Einsatzgrund, Akteure, zentrales Geschehen) kurz zu notieren und die Geschehnisse in der nächsten Ruhephase aus der Erinnerung zu beschreiben – was manchmal auch erst nach der Schicht in der Bahn oder daheim stattfinden konnte. Da ich das Feldtagebuch auf der Dienststelle immer bei mir trug und es auch in den Streifenwagen zu Einsätzen mitnahm, rückte es in das Interesse der Beamten:innen. Sie erfragten, was ich notiere, wiesen mich darauf hin, dass ich etwas Bestimmtes aufschreiben solle, beobachteten mich, während ich schrieb, und machten Witze darüber, was ich besser nicht aufschreiben und der Öffentlichkeit zugänglich machen sollte. Notierte ich gerade in bestimmten Situationen nichts, kam es durchaus vor, dass sie mich darauf hinwiesen, dass das doch eine notizwürdige Situation sei.

Während es in Feldern der ethnografischen Forschung durchaus erklärbungsbedürftig sein kann, wieso sich Wissenschaftler:innen für den banal scheinenden Alltag der Feldteilnehmer:innen interessieren, stellte sich diese Frage für die Polizist:innen nicht. Es war es für sie völlig fraglos, dass sich die Wissenschaft für ihre Arbeit interessiert. Einige der Beamten:innen monierten sogar, dass sie es so selten tue. Viele von ihnen waren sehr froh, nun endlich ihre Sicht der Dinge darstellen zu können – vor allem deshalb, weil sie sich selbst öffentlich nicht äußern dürfen, zugleich aber höchst unzufrieden mit der Darstellung polizeilicher Arbeit im medialen Diskurs sind.<sup>49</sup> Damit wurde, zum Teil scherhaft verpackt, auch die Hoffnung an mich herangetragen, endlich zu *schreiben, wie es wirklich ist*.<sup>50</sup> Dabei bestehen allerdings verschiedene Vorstellungen davon, was es bedeutet, zu schreiben *wie es ist*. Für die Ethnografin bedeutet es das »Geflecht kulturel-

- 
- 49 Die Kommunikation aus der Organisation heraus wird verwaltet und kontrolliert durch die Arbeit der Öffentlichkeitsstellen der Polizei. Üblicherweise sprechen nur die dafür ausgebildeten Pressesprecher:innen mit der Öffentlichkeit, meist in Form von Pressevertreter:innen. Während bestimmter Großlagen setzt die Polizei auch sogenannte Kommunikationsbeamten:innen ein, die jedoch taktisch kommunizieren. Über Wissen in der Polizei vgl. Schmidt 2019.
- 50 Rafael Behr (2008) beschreibt in seiner Arbeit eine ähnliche Erfahrung: »Die Gruppe formulierte bald ein dezidiertes Anliegen, das ein Teilnehmer mit dem Satz ausdrückte: ›Schreib mal wie es wirklich ist bei uns‹« (ebd.: 53). Und auch Alexandra Schwell (2008) beschreibt, dass die Polizist:innen auf ihre Erläuterungen zu ihrer Arbeit reagierten mit: »Endlich sagt denen mal jemand, wie es hier ist« (ebd.: 140).

ler Bedeutungen« sichtbar zu machen und »die Wechselwirkung von Bezeichnetem und Bezeichnendem [...] in der ethnografischen Narration zu Tage treten [zu lassen]« (Dippel 2015: 75). Es bedeutet aber nicht, wie es die Hoffnung einiger Beamten war, die emische Perspektive des Feldes nachzuerzählen. Es sind gerade die »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001: 430), das inkorporierte Wissen und hier vor allem das *Doing* im Alltag, die kontextualisiert und in ihren Verflechtungen untereinander sichtbar gemacht werden sollen. Mein Versuch diesem Anspruch gerecht zu werden, beginnt, wie bereits ausgeführt, mit der Konzeption der Forschung als Assemblage. Ein weiterer liegt in der Art des Schreibens selbst.

Parallele Feldnotizen, spätere Gedächtnisprotokolle oder erste analytische Notizen sind Praktiken, die gegen das Vergessen anschreiben, in der Hoffnung möglichst viel, möglichst dicht, möglichst umfangreich zu erfassen. Allerdings wird damit weder die Flüchtigkeit der sozialen Situation aufgehoben noch Geschehenes konserviert – vielmehr ist das Schreiben eine »interaktionale, inskribierende und narrativisierende Praxis« (Oldörp 2009: 408). Es findet, nach Christine Oldörp, eine Verdatung statt, in der »etwas zur Sprache gebracht wird, was vorher nicht Sprache war« (Hirschauer 2001: 340; vgl. Meyer 2017: 76).<sup>51</sup> Dieser Prozess gilt für die Verschriftlichung der teilnehmenden Beobachtungen ebenso wie für Interviews. Zugleich ist die Forscherin situiert und ihre Darstellungen Teil eines »situated knowledge« (Haraway 1988). Sie ist es vor allem auch, weil sie in die Felder und Situationen körperlich und emotional involviert ist. Dies ist umso schwieriger, wenn es sich um stark emotionalisierende und politisierende Felder handelt. Forschung in einem herrschaftsstrukturierten Feld ist nicht nur für die eigene Positionierung eine Herausforderung, sondern hat auch ganz konkreten Einfluss auf die durchgeführte Studie. Denn für ein Feld, das es gewohnt ist, Kontrolle zu haben und Herrschaft auszuüben, sind Versuche der organisationalen Einflussnahme nicht unüblich. Die Einflussnahme in meine Forschung belief sich allerdings vorwiegend auf die bereits beschriebenen Feldschließungsstrategien. Hinzu kam der Abschluss rechtlicher Sicherheiten, wie der Ausschluss von etwaigen Versicherungsleistungen durch das Bundesland, falls es im Rahmen der Feldforschung zu einem Unfall oder einer Verletzung käme, sowie Datenschutzerklärungen, die sich sowohl auf die Kenntnis sogenannter polizeilicher Dienstgeheimnisse bezüglich Strategien und Taktiken als auch auf Kenntnisse über Daten von Bürger:innen und der Polizist:innen bezogen, mit denen ich in Kontakt kommen würde. Diese Vorgaben umzusetzen stellte sich in der Praxis aber als durchaus schwierig heraus; auch weil das Feld mit Informationen, die als ›Verschlusssache – Nur für den Dienstgebrauch‹ (VS-NfD) markiert sind, unerwartet offen umgeht.<sup>52</sup> Insofern war es nicht immer ganz einfach herauszufinden, ob mir mündlich mitgeteilte Informationen nun der Vertraulichkeit unterlagen oder nicht. Weil die Beamten in ihrem Alltag mit diesen Informationen freier umgehen (da sie allen den gleichen rechtlichen

51 Zum Schreiben von ethnografischen Notizen siehe Emerson/Fretz/Shaw 2007. Zur Frage der Repräsentation und der Writing-Culture-Debatte siehe den Sammelband von Clifford/Marcus 1986.

52 Marcel Schöne hat in seiner Arbeit zu Bourdieu und Polizei den Umgang mit derartigen vertraulichen Informationen unter dem Blick des Gabentausches analysiert. Er stellt dabei heraus, dass hinsichtlich des (Nicht-)Aus-Tausches von Informationen die sozialen Komponenten teilweise wichtiger sind als die Einordnung des Inhalts als sensibel (vgl. Schöne 2011: 129ff.).

Vorgaben unterliegen und daher ›Befugte‹ sind), markierten sie sensible Informationen nicht immer als solche. Die anonymisierten Transkripte der Interviews, die ich in Berlin führte, wurden vermutlich aus diesem Grund von der Dienstgruppenleitung auf rechtlich problematische Äußerungen hin geprüft.<sup>53</sup>

In der Feldforschung ist nicht zuletzt das Distanznehmen wichtig. Das Annähern an und das Entfernen aus dem Feld sowie das stete Changieren zwischen Nähe und Distanz im Feld begleiten eine ethnografische Forschung dauerhaft. Der wirkliche Rückzug jedoch steht ganz am Schluss. Formal ist der Austritt aus dem Feld mit dem Ende der offiziellen Genehmigung auf teilnehmende Beobachtung und den letzten Interviews vollzogen. Gedanklich jedoch ist es schwieriger Abstand zu nehmen und erfordert mehr Zeit. Erst recht, wenn im medialen Diskurs das Feld, also die Polizei, immer wieder Thema ist und daher ein wirklicher gedanklicher Ausstieg schwerfällt. Doch erst die zeitliche und räumliche Distanzierung ermöglicht es mit einem geklärten Blick das Material sichten und dem Feld tatsächlich ›zuhören‹ zu können.

---

53 Herausgestrichen wurde im Übrigen nichts. Diese Interviews waren die einzigen, in denen die Hoheit über das Gesagte von den beteiligten Polizist:innen auf die Institution übertragen wurde. Ich machte den Umstand, dass die getätigten Aussagen nochmal anonymisiert von der Dienstgruppenleitung geprüft werden, natürlich vor den Interviews transparent. Einige der Beamt:innen empfanden dies als Erleichterung, weil sie, nach ihrer Aussage, so von der Organisation vor eventuellen rechtlichen Konsequenzen geschützt wurden.